



Hans Heesen

Zumindest für eine gewisse Zeit

Aus dem Niederländischen von
Evelyne Wehrens

schruf & stipetic

Hans Heesen: Zumindest für eine gewisse Zeit
Deutsche Erstausgabe
© schruf & stipetic GbR, Berlin 2024
www.schruf-stipetic.de

ISBN 978-3-944359-80-9

Titel der Originalausgabe: Tenminste voor een bepaalde tijd
© 2023 Uitgeverij Ijzer, Utrecht / Hans Heesen

Satz, Layout und Covergestaltung: JBC
unter Verwendung eines Bilds von cf2, iStock
Druck: Totem, Inowroclaw

Vervielfältigung und gewerbliche Nutzung nur nach ausdrücklicher
Genehmigung der schruf und stipetic GbR

Für Marja † und Evelyn, meine Schwestern

Meiner Erfahrung nach kann man sich der Wahrheit nur aus der entgegengesetzten Richtung nähern, denn die Existenz ist eine Wirklichkeit, die aus dem Kampf zweier Ströme hervorgeht, eines positiven und eines negativen.

Frigyes Karinthy

Zu Fuß waren es zweieinhalb Stunden bis Klarenbeek. Warum Nico mich gefragt hatte, ob ich mitkommen wolle, wusste ich nicht. Wir hatten die Tour vorher schon ein paar Mal gemacht, aber das letzte Mal war schon zwei Jahre her. Ich hatte wegen Frida zugesagt.

Mit dem Schreiben dieser Geschichte löse ich ein Versprechen ein, das ich ihr gegeben habe, wenn auch unausgesprochen. Denn durch Frida trat das Leben – mein Leben jedenfalls ganz sicher – für einen Moment aus seiner erstickenden Begrenzung.

Das Erstickende ist, wie ich heute, als ich hier herumliefe, gemerkt habe, nach so vielen Jahren immer noch da. Wie ein Foto in einem Album, das man tief im Schrank auf dem Dachboden verstaubt hat, um es nicht mehr zu sehen.

Das Leben in der Stadt, die damals noch Hauptstadt einer kleinen Region war, entsprang an dem Fluss, der sich maleisch durch die Landschaft schlängelte und an dem sich ein paar mittelalterliche Städtchen aneinanderreiheten. Der Kai, heute eine Promenade, diente früher schlicht als Parkplatz. Geladen und gelöscht wurde hier nichts; die Frachtschiffe fuhren vorbei. Die einzigen Zeichen von Gastfreundschaft waren die achteckige Hütte, in der sich ein provisorisches Café mit kleiner Karte befand, und ein Stück weiter der Pavillon am Fuß der Brücke, wo Schnitzel mit Bratkartof-

feln und Erbsen aus der Dose serviert wurden. Die Brücke selbst, eine stählerne Bogenkonstruktion mit einem Hebeteil aus den 1860er Jahren, war in fünf verschiedenen Farben gestrichen, als hätte man die Lagerreste eines bankrotten Farbgeschäfts dafür aufgebraucht. Auf der anderen Seite des Flusses vertrieben sich pubertierende Jugendliche die Längeweile im hochgeschossenen Ufergras. Die Jahreszeiten, eine überzeugender als die andere, hüllten das Städtchen alle drei Monate in eine andere Tracht, Eleganz und Flair allerdings – weit gefehlt. Die winterliche Schneedecke wurde ihm am ehesten gerecht, als wollte sie deutlich machen, dass es sich hier leichter starb als lebte.

Touristen kamen hierher keine, höchstens mal Passagiere der J. Henry Dunant, eines Urlaubsschiffs des Roten Kreuzes für chronisch Kranke und Menschen mit Behinderung, das in regelmäßigen Abständen anlegte. Diesem Ereignis wurde dann jeweils durch den Besuch einer Pfadfindergruppe oder des Hausfrauenbundes Glanz verliehen, gegebenenfalls auch begleitet von munteren Akkordeonklängen, für die ein Alt-sprachenlehrer des städtischen Lyzeums sorgte.

Wir nannten den Fluss IJssel im Scherz „Eizelle“, aber auf eine Befruchtung konnten wir schon lange nicht mehr hoffen. Die Stadt hatte ihr Gesicht der Vergangenheit zugewandt. Wer leben wollte, musste gehen. Wer weg wollte, aber, wie wir, noch nicht konnte, übte sich in Eskapismus. Wer blieb, fügte sich und akzeptierte den Fluss als Horizont.

Wir hatten uns vor dem Bahnhof verabredet. Nico grinste. Ich grinste zurück, versuchte seine Verlegenheit zu ignorieren, um meine zu verbergen.

Schweigend setzten wir uns in Bewegung. Über den Auen hingen Wolken. Wir überquerten die Brücke auf dem schmalen Gehweg zwischen Fahrbahn und Gleisen. Unsere Tritte klangen hohl auf dem Metall. Das aufregende Gefühl, wenn ein Zug in nächster Nähe an einem vorbeifährt, blieb aus. Nico ging vor mir. Dünne, sehnige Waden ragten aus Socken, die seine Mutter gestrickt hatte. Ein Kind, noch immer, als ob die Zeit für ihn nicht existierte. Ich war einen Kopf größer. Warum er zu allem Überfluss auch noch kurze Hosen trug, verstand ich nicht. Es verstärkte das Gefühl, dass ich ihm entwachsen war. Körperlich und geistig.

Am anderen Flussufer folgten wir dem Weg unter den Gleisen hindurch aus der Ortschaft hinaus. Wir gingen stumm nebeneinanderher. Den Weg kannten wir. Erst bei Empe musste man überlegen: rechts oder links. Aber auch diese Entscheidung wurde wortlos getroffen. Nico bog rechts in die Breestraße, ich folgte ihm.

Die Landschaft, die früher unsere Kinderfantasie angeregt hatte, präsentierte sich jetzt in prosaischer Eintönigkeit. Weiden und Äcker lagen träge da. Die Zeit, in der wir uns täglich gesehen und keine Worte gebraucht hatten, war längst vorbei. Aber Nico sagte nichts, und ich wartete geduldig ab, da ich annahm, dass er mich aus einem bestimmten Grund gefragt hatte, ob ich mitkäme, und dass ich diesen schon irgendwann

erfahren würde. Die Sonne warf unsere Schatten langgezogen vor uns. Um den Größenunterschied auszugleichen, blieb ich einen halben Schritt zurück.

Der umgebaute Bauernhof von Nicos Großeltern war ein Kinderparadies gewesen. Nicos Opa war eigentlich ein großes Kind, und ich konnte mir leicht vorstellen, dass Nico später auch so sein würde. Auf der Tenne war das „Universum von Meijer“ aufgebaut, wie auf einem Holzbrett zu lesen war. Wer dieser Meijer war, habe ich nie erfahren, aber in seinem Universum drehte sich alles um die Illusion der Bewegung. Phenakistiskopen und Zootropen, die größtenteils Nicos Opa gebaut hatte, zahlreiche Zauberlaternen und Projektionsgeräte, Bücher, Poster und Objekte, alles aus der Zeit des Stummfilms. Slapstick-Filme auf 8, 16 und 35 Millimetern, die er von sonst wo herhatte. Filme von vergessenen Komikern: Rigadin, das dänische Duo Pat und Patachon, der Italiener Fringuelli.

Ich hatte gehört, dass Nicos Opa vor einem halben Jahr krank geworden war, und es hieß, dass er sich nicht mehr erholen würde. Vor ein, zwei Monaten hatte sich außerdem Nicos Oma bei einem unglücklichen Sturz einen Arm und ein Bein gebrochen, und seitdem wohnte Frida dort, einstweilen, wie es hieß, um zu helfen.

Wir erreichten Klein Amsterdam, was bedeutete, dass wir zwei Drittel des Wegs hinter uns hatten. Früher hatten wir hier eine kurze Rast eingelegt und einen Apfel gegessen. Der Apfel

war passé. Stattdessen zog Nico eine Päckchen *Bastos* aus der Hosentasche, das erste Anzeichen dafür, dass er nicht mehr zwölf war. Er tat so, als ob es für ihn die normalste Sache der Welt wäre, Zigaretten dabeizuhaben, aber ich hatte doch den Eindruck, dass er sie extra für mich mitgebracht hatte. Ich lehnte dankend ab, worauf er das Päckchen wieder wegsteckte.

„Wie geht es deiner Oma?“, brach ich unser Schweigen.

„Gut“, antwortete Nico und verhinderte mit diesem einen Wort, dass aus dem Wortwechsel ein Gespräch werden konnte.

„Und Frida?“

Er wich meiner Frage aus. „Sollen wir weitergehen?“

Ich war nun so alt wie meine Schwester, als sie starb. Nicht mehr lange, und ich hätte sie überholt. Dann hätte ich sie wenigstens in diesem Punkt übertroffen. Seit ihrem Unfall war ich zu Hause das älteste Kind. Der Tod hatte mich isoliert, eine unüberbrückbare Distanz zu meinen Altersgenossen geschaffen, wie etwas, das nur zu mir gehörte, ich nicht mit anderen teilte. Ein Schicksal, das ich zu akzeptieren hatte und das dazu führte, dass ich andere mied. Dass Nico und ich uns plötzlich, nach zwei Jahren, wiedersahen, fühlte sich an, als würde ein Film, der erstarrt war – ein unbeabsichtigtes Freeze Frame, verursacht durch ein Stocken des Projektors – wieder anlaufen, wenn auch etwas schwerfällig.

Nico und Frida Ondráček waren nachträglich in unsere Nachbarschaft gezogen. Ihre Oma väterlicherseits war Tsche-

chin. Sie war mit einem Niederländer verheiratet, aber ihr Sohn, Nicos und Fridas Vater, hatte den Namen seiner Mutter angenommen. Nico kam in meine fünfte Klasse. Er hatte so etwas trocken Besserwiserisches an sich und machte gleich am ersten Tag Eindruck, indem er den Lehrer korrigierte. Der hatte behauptet, dass die Erde aus soundso viel Prozent Land und soundso viel Prozent Wasser bestehe. Worauf Nico sich in aller Form meldete, um zu sagen, dass das nicht stimme: Überall sei Land, nur stehe ein Teil davon unter Wasser.

Mein Interesse für Nico war durch Frida inspiriert, die in eine Klasse über uns ging. Die Freundschaft mit ihm war der Zugang zu ihr. Ich schwärmte für sie, traute mich aber nicht, es zu zeigen. Frida ignorierte mich. Für sie war ich ein Freund ihres kleinen Bruders und daher uninteressant. Aber solange sie nicht nur mich, sondern alle Jungs ignorierte, war noch alles möglich, redete ich mir ein, auch wenn es für diese Fantasie keinerlei realistischen Anhaltspunkt gab. Jungs existierten für Frida nicht. Mein Funken Hoffnung gründete darauf, dass umgekehrt auch Frida für die Jungs nicht existierte. Sie war nicht die Sorte Mädchen, mit denen sie sich beschäftigten. Nur ich sah, wie besonders sie war, und das verschaffte mir einen Vorteil, der allerdings wertlos war, angesichts nicht existenter Konkurrenten.

Während Nico und ich unter der sanften Brandung rauschender Bäume weitergingen, fiel mir Jessie Keizer ein. Jessie hatte uns das Küssen beigebracht. Wir waren damals zwölf.

Jessie war ein Jahr älter, aber in unseren Augen bereits eine Frau. Sie besuchte eine andere Schule, was uns nur recht war. Es ging um eine rein technische Übung, und was uns betraf, musste davon niemand etwas erfahren. Jessie würde uns einweihen. Ich sah es als meine Chance, den Altersunterschied zwischen Frida und mir zu verringern.

Jessie hatte die Stelle ausgewählt: ein Kornfeld am Ostende der Stadt. Wir trafen sie dort nach der Schule. Reihum dürften wir mit ihr ins Kornfeld gehen. Damit die jeweils drei Wartenden bei Erwachsenen, die vielleicht vorbeikämen, keinen Argwohn weckten, hatte Erik ein kleines Transistorradio mitgebracht. So konnten wir so tun, als ob wir ganz entspannt Musik hörten. Außerdem würde das Radio mögliche Geräusche aus dem Kornfeld übertönen.

Erik ließ uns Streichhölzer ziehen, um die Reihenfolge zu bestimmen. Er hielt drei Hölzchen in der Hand, die Köpfchen nach außen. Drei reichten. Er selbst durfte als Erster, weil er die Sache eingefädelt hatte. Niemand protestierte. Wim, Peter und ich fanden es sogar ganz gut, nicht Erster zu sein. Es war auch so schon aufregend genug.

Jessie sah geduldig zu, wie wir das Streichholzritual erledigten. Dann sagte sie resolut: „So“, und lief, gefolgt von Erik, ins Kornfeld.

Wir sahen ihnen nach, bis sie sich nach ungefähr zwanzig Metern hinlegten und damit unseren Blicken entzogen. Dann setzten wir uns hin und sahen auf die Uhr. Es vergingen fünf Minuten, zehn Minuten, mehr. Ein Song nach

dem anderen lief: *Tumblin' Dice, Sylvia's Mother, Give up your Guns, Buddy Joe*. Unruhig standen wir auf – vielleicht war etwas zu sehen? – trauten uns aber nicht, ins Feld hineinzu laufen.

Endlich bewegte sich etwas und wir sahen erleichtert, dass Erik aufstand. Mit erhitztem Gesicht kam er auf uns zu. „So!“, sagte er mit einem Grinsen, und zu mir: „Du kannst.“

Unsicher folgte ich der Spur der flachgetretenen Halme. Erik war fast eine Viertelstunde weg gewesen. Das bedeutete, dass ich, wenn ich ihm nicht unterlegen sein wollte, mindestens genauso lange durchhalten musste.

Jessie lag auf der Seite, auf einen Ellbogen gestützt. Sie sah mich freundlich an und sagte ermunternd: „Na, komm.“ Ich legte mich neben sie und wurde überwältigt vom warmen Geruch des Kornes und dem noch wärmeren Geruch von Jessies Körper.

„Ich lege mich auf dich“, sagte sie. „Aber wir küssen nur.“

Jetzt überwältigte mich ihre Weichheit.

„Lippen auseinander“, befahl sie, „und mach die Augen zu, dann geht es besser.“

Eher ängstlich als gierig, aber eigentlich vor allem gehorsam ließ ich geschehen, was geschah. Jessie schob mir ihre Zunge in den Mund und bewegte sie hin und her. Es fühlte sich merkwürdig an. Nach einer Minute hörte sie damit auf.

„Du musst schon mitmachen“, sagte sie. „Mach dasselbe bei mir, wie ich bei dir.“

Ich begann energisch zurückzuzüngeln.

Jessie unterbrach mich wieder: „Nicht so wild. Mach langsam.“

Ich tat, was sie sagte, und zu meinem Glück schien sie jetzt zufrieden zu sein. Wie von selbst legte ich meine Hände, die die ganze Zeit untätig neben mir auf dem Boden gelegen hatten, auf Jessies unteren Rücken, worauf sie sofort aufhörte zu küssen und mich böse ansah.

„Nur küssen, habe ich gesagt. Jetzt geh mal.“ Sie stand auf. Es waren höchstens fünf Minuten gewesen.

Ich fühlte mich wie ein Versager, aber Jessie war unerbittlich und machte es noch schlimmer, indem sie sagte: „Erik kann's besser.“

Ich ließ mir Zeit beim Zurückgehen, um unterwegs meine Fassung wiederzugewinnen. Ich fühlte mich abgewiesen, aber auch stolz. Der Stolz obsiegte. Wie auch immer, ich wusste jetzt Bescheid. Mein erster Zungenkuss, und dann auch noch mit Jessie Keizer, einem älteren Mädchen, dem die sechzehn-, siebzehnjährigen Jungs hechelnd hinterherliefen.

„Du bist dran“, sagte ich zu Wim, der daraufhin zögernd im Korn verschwand.

„Das ging aber schnell“, sagte Erik.

Es gelang mir irgendwie, ihm zuzuzwinkern, womit ich mein Fiasko zu überspielen hoffte. Aber so einfach ließ Erik nicht locker.

„Nur ein Zungenkuss?“, wollte er wissen. „Oder auch äh ...?“

„Ich habe ihren Hintern angefasst“, log ich.

Er grinste, ging aber glücklicherweise nicht weiter darauf ein. Zu Peter sagte er: „Tja, Peterchen, du musst dich noch gedulden, aber du wirst sehen, es lohnt sich.“

Erik hatte einen Riecher für wunde Punkte, über die er sich dann lustig machte. Er sprach zum Beispiel Wildfremde an mit: „Du siehst aber schlecht aus? Warst du krank?“, um gleich darauf mit einem Grinsen wieder zurückzurudern. Wenn er so den Macker machte, konnte er empfindliche Leute schon einschüchtern.

Ich sah, dass Peter verunsichert war. Er versuchte, es zu überspielen, indem er schnell am Radio drehte, als Vicky Leandros kam.

„Ich dachte, du findest Vicky Leandros gut“, sagte Erik. „Oder war es Peter Maffay?“

„Sehr witzig“, sagte Peter verhalten.

Wim kam zum Glück genauso schnell aus dem Feld zurück wie ich. Mit rotem Kopf und Brille in der Hand trat er zu uns. „Du darfst jetzt, Peter.“

Aber Peter wollte nicht mehr.

„Traust du dich nicht?“, trietzte Erik.

Peter sagte nichts.

Wir riefen Jessie zu uns. Sie richtete ihre Kleidung, klopfte die Spuren des Kornfelds ab und drehte sich um.

„Schaut mal. Ist da noch was?“

Ich zog ihr eine Ähre aus den Haaren. Dann nahm sie ihr Fahrrad und fuhr davon. Wir sahen ihr voller Bewunderung

nach. Wir hatten noch keine Ahnung vom Leben. Das hatte Jessie uns gerade klar gemacht.

Als wir am nächsten Tag auf dem Schulhof wieder zusammentrafen, sonderten wir uns gleich von den anderen ab. Unsere gemeinsame neue Lebenserfahrung einte uns, wir fühlten uns dadurch unseren Klassenkameraden überlegen. Peter kam nicht zu uns. Er spürte nur zu gut, dass er nicht mehr dazugehörte. Wir hatten uns getraut, wozu er zu feige (dachte ich damals) oder zu anständig (überlegte ich später) gewesen war. Dafür zahlte er jetzt den Preis.

Auch ich zahlte einen Preis. Erik erzählte, dass er während des Küssens an Marion gedacht hatte. Ich kannte ihn gut genug, um zu wissen, dass er uns das nicht ohne Hintergedanken gestand. Es war ein Köder, den er auswarf, um zu sehen, ob Wim und ich anbeißen würden. Er wollte hören, in wen wir verliebt waren, und dadurch, dass er selbst Marion nannte, ein Mädchen aus unserer Klasse, das wusste, wie hübsch sie war, war er auf der sicheren Seite.

Wim gestand, dass er an Marga gedacht hatte. Marga war das netteste Mädchen in der Klasse, also auch eine sichere Wahl.

Danach war ich an der Reihe. Ich schwieg, aber das weckte erst recht Eriks und Wims Ehrgeiz. Sie nannten die Namen von Mädchen, die wir dumm und hässlich fanden. Am Ende gab ich dem Druck nach und erzählte, dass ich an Frida gedacht hatte.

Es tat mir sofort leid. Ich hatte nicht nur mein Geheimnis preisgegeben, es fühlte sich an, als ob ich Frida damit verraten hätte. Oder in jedem Fall beschmutzt.

Erik und Wim sahen mich ungläubig an.

„Frida? Von Nico? Die aus der siebten Klasse?“ Ob ich sie auf den Arm nähme.

Ihre Reaktion zeigte, dass sie Frida noch nie so wahrgenommen hatten. Frida war kein mädchenhaftes Mädchen und auch kein jungenhaftes Mädchen, also weder auf die eine noch die andere Art interessant für Jungs.

Meine Verlegenheit verriet leider nur allzu deutlich, dass stimmte, was ich gesagt hatte.

„Na, dann werde ich nächstens mal genauer hinschauen“, sagte Erik.

Ich verfluchte mich und meine Dummheit. Das hatte ich nun davon.

Abends im Bett war ich mir ganz sicher, dass Erik etwas mit Frida anfangen würde, und wenn, dann war das meine Schuld. Ich betrachtete die Ähre, die ich aus Jessies Haar gepfückt und als Andenken aufbewahrt hatte, und warf sie in den Papierkorb, als Symbol der Sünde, die der Reue vorausgegangen war.

Danach fühlte ich mich tagelang „elend in der Dunkelheit der Nächte, elend unter dem Brennen der Sonne“, um mit den Worten des Dichters Danser zu sprechen. Ich schämte mich zu sehr, um noch bei Nico vorbeizuschauen. Ich ging ihm aus dem Weg und musste mich deshalb auch damit zu-

friedengeben, Frida nur hin und wieder zufällig von Weitem auf der Straße zu sehen.

Umgekehrt kam Nico auch nicht mehr zu mir. Hatte er etwas gehört? Es würde mich nicht wundern, wenn Erik oder Wim ihm mein Geheimnis verraten hätten. Und wenn Nico es wusste, wusste Frida es bestimmt auch.

Wir waren inzwischen in Klarenbeek und schon fast beim Bauernhof von Nicos Großeltern angelangt, als Nico plötzlich stehen blieb und sagte: „Ich habe nicht angekündigt, dass wir kommen.“

Die Tragweite seiner Bemerkung erschloss sich mir erst, als wir den Weg zum Hof einschlugen und Nicos Oma sahen, die damit beschäftigt war, Wäsche aufzuhängen. Gebrochenes Bein? Gebrochener Arm? Ihr fehlte rein gar nichts.

Sie war gerade dabei, ein Laken aufzuhängen. Nun stockte sie mitten in der Bewegung, nahm die Wäscheklammer aus dem Mund und sagte offensichtlich verlegen: „Nico! Was macht ihr denn hier! Wissen Papa und Mama, dass du hier bist?“

In dem Moment kam Frida aus dem Haus, mit einem weiteren Wäschekorb und einem dicken Bauch. Schwer zu sagen, wen von uns diese plötzliche Begegnung am meisten überraschte. Mir wurde schwindelig, ich hatte Angst, dass ich gleich umkippen könnte. Frida war schwanger!

Sie kam mir schöner vor als je zuvor. Aber die Tatsache, dass sie schwanger war, katapultierte sie für mich endgültig und für immer außer Reichweite.

Ich sah Nico an.

Hatte er es gewusst? Und wenn ja, aus welchem Grund hatte er mich dann mitgenommen? Mein Blick glitt wie von selbst wieder zu Frida. Ich wollte nicht, aber ich musste sie anschauen.

Sie sah mich an, als ob sie versuchte herauszufinden, was in mir vorging, und lächelte. Ich bildete mir ein, dass es ein Lächeln voller Schmerz und Traurigkeit war, aber das war vermutlich eher eine Spiegelung meines eigenen Gemütszustands als eine zuverlässige Beobachtung.

Nachdem wir in der Küche ein Butterbrot gegessen hatten, wurde Frida nach oben geschickt. Sie sollte sich ausruhen, wegen des Babys, sagte Nicos Oma. Frida lächelte. Sie schien es gar nicht schlimm zu finden, dass Nico und ich wussten, dass sie schwanger war. Als ob die Last ihres Geheimnisses weniger schwer wog, jetzt, wo sie es mit uns teilte.

Nicos Oma wollte uns zum Bahnhof fahren – ein Gleis zwischen den Weiden –, um uns in den Zug nach Hause zu setzen. Nicos Opa hatten wir nicht gesehen.

Als wir vom Hof fuhren, sah ich Frida am Schlafzimmerfenster stehen. Sie hob die Hand. Ich fühlte mich zerrissen. Frida hatte mich angelächelt und mir zugewinkt. Damit war ich weiter als je zuvor – nur war es nun zu spät.

Während wir auf den Zug warteten, sprach Nicos Oma ein ernstes Wort mit uns. „Nico, eigentlich müsste ich deinen Eltern erzählen, dass ihr hier wart. Das weißt du.“

Nico nickte schuldbewusst.

„Aber wenn ihr versprecht, dass ihr niemandem weiter-erzählt, was ihr gesehen habt, werde ich auch meinen Mund halten und deinen Eltern nichts sagen. Abgemacht?“

Nico nickte wieder. Danach sahen sie beide mich an. Ich nickte ebenfalls, auch wenn ich keine Abmachung brauchte. Ich wäre der Letzte gewesen, der herumerzählt hätte, dass Frida schwanger war, um sie so zur Zielscheibe von Tratsch und schmutzigen Witzen zu machen.

„Gut“, sagte Nicos Oma. „Also abgemacht.“

Im Zug waren wir beide still, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Nico war ganz klar genauso überrumpelt gewesen wie ich. Er hatte anscheinend gespürt, dass die Geschichte mit Omas gebrochenem Bein und gebrochenem Arm nicht stimmte. Dass es ein Vorwand war, um Fridas Abwesenheit zu erklären – weil seine Eltern nicht wollten, dass jemand von ihrer Schwangerschaft erfuhr. Aber er hatte nicht den Mut gehabt, allein nach Klarenbeek zu gehen, und deshalb hatte er mich gefragt, ob ich ihn begleite. Aber warum gerade mich?

Ich fragte ihn.

„Ich dachte, du würdest Frida sehen wollen“, sagte er und warf mir einen vielsagenden Blick zu.

„Wieso?“

„Weil du in sie verliebt bist.“

Ich versuchte, erstaunt zu wirken.

„Oder nicht?“

Ich wollte mich immer noch nicht geschlagen geben und fragte: „Wieso denkst du das?“

Er konnte es nur von Wim oder Erik gehört haben, dachte ich. Aber ich irrte mich.

„Das hat Frida mir erzählt. Sie sagt, dass du dich nur ihretwegen mit mir angefreundet hast.“

Ich wurde verlegen und wusste nicht, was ich sagen sollte.

Nico kam mir entgegen. „Macht nichts. ich habe es von Anfang an gewusst.“

Ich fragte mich, was Fridas Eltern vorhatten. Früher oder später musste sie nach Hause kommen und dann würden doch alle erfahren, was sie jetzt so sorgsam zu verbergen suchten. Es sei denn, sie würden Frida zwingen, das Kind wegzugeben, sodass sie nach Hause kommen konnte, ohne dass jemand erfahren würde, dass sie ein Kind gekriegt hatte.

Der Gedanke, dass man wahrscheinlich für sie und über ihren Kopf hinweg entscheiden würde, machte mich wütend. Meine Gedanken rasten in alle Richtungen. Ich dachte an Jessie Keizer. Dass Jessie schwanger wäre, konnte ich mir irgendwie vorstellen. Aber Frida!

Der Zug fuhr über die IJsselbrücke in den Bahnhof. Ich bat Nico, mich auf dem Laufenden zu halten, wenn es Neuigkeiten zu Frida gäbe. Er versprach es. Und um unser unerwartetes neues Bündnis zu bekräftigen, gaben wir uns die Hand.

Ich wollte natürlich wissen, von wem Frida schwanger war. Und gleichzeitig wollte ich das überhaupt nicht wissen.

„Hat sie einen Freund?“ , hörte ich mich fragen.

Wir standen vor dem Passbildautomaten in der Bahnhofshalle. Nico schüttelte den Kopf. Er zog seine Hand zurück und ging, drehte sich aber sofort wieder um. „Du erzählst niemandem davon, okay?“